

Vorrede:

Ich bin traurig, viel trauriger als ich gedacht hätte, dass ich es sein würde wenn Achim tot ist. Der Tod war seine Sache nicht.

Wir haben, außer bezogen auf Uli, Ruth und Armin, nie direkt über den Tod gesprochen. Nur ganz zum Schluss, als er schon wartend im Raum stand, in seiner unnachahmlichen Art.

Achim hat viele Achims kreiert, also rede ich über den, den ich zu kennen glaubte.

Achim hatte von Anfang an Glück. Vor allem mit seiner Familie, Mutter und Vater und seinem älteren Bruder Ulli. Alles warme Menschen, die ein offenes Haus für Freunde hatten. Die Wohnung hinter den Verkaufsräumen der Bäckerei der Familie war Ausgangspunkt für Achims Wochenenden mit dem älteren Bruder und dessen Freunden, die ihn als jungen Hüpfen ziemlich früh in die angesagten Läden mitnahmen. Café Nord, Rialto, Hafenbar, Kleine Melodie – Rock'n Roll mit Jerry Lee Lewis, Linda Gale, Chuck Berry – tanzen, tanzen, Mädchen, Mädchen, eben Sex, Schnaps & Rock'n Roll. Auch Jazz, Chris Barber und Otilie Patterson 1959 in der Deutschlandhalle. Durch die Fenster des Parterres konnte man gut rein und raus.

In den 70igern kamen live die Hansi Biebl Blues Band, Engerling und Karat dazu. Und in den 90igern Johnny Winter live in Austin Texas, ein Konzert, das ihn schwer beeindruckte. Er nahm in Berlin alle Live Acts der alten Kämpen mit, Deutschlandhalle, Columbiashalle, Huxleys, Tempodrom und Quasimodo hießen jetzt die Läden.

Im Osten folgte er dem Garbaty durch die dicken und die dünnen Locations, bis nach Bornholm. Donnerstagabend konnte kommen was wollte. Achim war in der Kolonie, bei Tom Blacksmith. Wenn eine Session absolute Höhen erreichte, zählte er mir die Namen der Musiker auf, und wie der eine mit dem anderen, und dann die Sängerin und das Sax – ein Wahnsinn – davon war er die ganze Woche beseelt und glücklich.

Da sich der olle Sparstrumpf nie eine Musikanlage zulegte, die wirklich laut und ohne Verzerrungen seine Musik rausdonnern konnte, kam er, wenn er was Besonderes gefunden oder wiedergefunden hatte, zu mir rum, und wir drehten auf. Auch hier saß das Tanzbein locker – Rock'n Roll.

Ich habe es nie geschafft mit ihm darüber hinaus Jimmy Hendrix, meine Callas oder schon gar nicht „Neue Musik“ aufzulegen. Da hatte er schon wieder was anderes, wie z.B. Bonamassa, dessen Konzert am 1. Mai in Berlin er nun knapp verpasst – und Mick Jagger singt dazu, „It's hard Baby“.

Erst war er ein hübscher Bengel, dann ein schöner Mann. Natürlich war er eitel. Als ich Schüler war, war er der erste Mann den ich sah, der seine Ostseebräune mit Unmengen Florena Creme und Babyöl zu konservieren versuchte. Natürlich nur für seine Schöne.

Sein lebenslang durchgehaltener Style entwickelte sich in den 60ern. Anders aussehen als die Anderen - beispielsweise, peppte er, mangels eines stylischen Hemdes, eine Schlafanzugjacke mit einem farbigen Tuch auf, so wie es Jerry Lee Lewis in der „Ed Sullivan Show“ trug. Das zu einer Zeit, in der man sich in Tanzlokalen für ne Mark, manchmal auch für 2, einen Schlips leihen musste.

Achim sah immer gut aus, immer besonders, meist wie aus dem Ei gepellt. Er gehörte zu denen, die im größten Chaos noch sauber aussahen, wie Rod Taylor in Hitchcocks Vögeln. Im Osten, zumal als Lehrer, war er so ein bunter Hund. Im Unterricht jedoch trat er meist mit weißem Kittel über der schneien Garderobe auf. Der, wie ich fand, blöde Kittel begleitete ihn bis zum letzten Tag in der Galerie. Achim war da in seiner Haltung knallhart. Was sein muss, muss sein. So scheute er sich nicht, immer noch ein schöner Mann, Stützstrümpfe auch in der Galerie mit kurzen Hosen zu tragen, als es wegen der Gesundheit nötig wurde. Das muss man erstmal draufhaben.

Unordnung war ihm zuwider. Im Kopf, im Herzen und in seinen Räumen. Ein Appelgribsch an der falschen Stelle konnte Katastrophen auslösen. Ich als notorischer Kleckerer und Krümler war in solchen Situationen immer froh, jederzeit gehen zu können.

Das Schild in der Bäckerei Pohl an der Vinetastraße „Vom Guten nur das Beste“ hätte zu Achims Lebensmotto werden können. Aber dazu war er zu geizig. Oder zu sparsam? Das ist eine Frage für einen längeren Essay.

Empathie war seine Stärke nicht. Das blieb aber ausschließlich das Problem der Anderen, er selbst nahm es nicht wahr. Er konnte sich die Reaktionen des

Gegenübers oft nicht erklären und überdeckte sie dann mit vorhandenen Schablonen. Das wollte nicht jeder ertragen. Viele konnten ihn deshalb nicht leiden. Das hielt er aus, es war dann einfach so. Schwerer war es für die, die seine Freunde waren, eigentlich. Es blieb ein Rest Fremdheit, an den man sich gewöhnte. Auch das war eben so. Echte Nähe gab es eher selten.

Es gab Triggerpunkte, die seinen Gnatz hochschäumen ließen, und dann fiel es ihm schwer zu vergessen, noch schwerer zu vergeben. Die Nichtigkeit mancher Anlässe blieb mir völlig fremd, aber da gab's keine Diskussion. Er hatte einfach Recht. Immer. Wie es zu seinem Unfehlbarkeitsanspruch kam bleibt mir ein Rätsel. Seine Mutter sagte dazu nur trocken: „Der ist so“. Vielleicht sah ich auch deshalb nie eine Katze auf seinem Schoß.

Als Redner und Schreiber war er nicht abgehoben. Er neigte nicht dazu, einfache Dinge zu verkomplizieren. Ungewöhnlich für seine Profession. Die größte Begabung als Redner war seine Fähigkeit Geschichten organisch einfließen zu lassen. Nicht selten verlor er sich dabei in den Weiten der Erinnerung. Sein Publikum war jedoch meist fasziniert und folgte ihm erstaunlich lange.

Er, der nicht melancholisch war, liebte die Melancholie in der Kunst. Manche Passagen, vor allem die über Natur und Stadtlandschaften waren geradezu poetisch. Gerne gefolgt von einer Story über bittere politische Erfahrungen von Künstlern in klarer Sprache.

Ohne jemals zu berlinern, war er ein echter Berliner. Und er war Pankower. In Pankow blieb er nicht aus Trägheit, nicht aus Feigheit. Er reiste in der Zeit nach der Mauer viel. Nach Südafrika, in die Staaten und durch Europa. Er blieb hier, weil hier sein Ort war – seine Heimat.

In der Wollankstraße 112a saß er als Institution und machte ein Angebot zum Reinkommen. Weder ich noch viele Kollegen konnten dieses Angebot ohne Weiteres ablehnen. Auch wenn sie vorbeikamen und eigentlich keine Zeit hatten. Manchmal war man froh, wenn Sammler seine Aufmerksamkeit beanspruchten und sagte sich, auf dem Rückweg kann ich ja reingehen und einen Tee mit ihm trinken - es gab auch Kaffee, aber der war immer etwas alt.

Es war ein großer Verlust, als er seine Galerie abschloss und den angestammten Platz am Schreibtisch, hinter der Schaufensterscheibe, nicht mehr einnahm.

Die Gespräche mit Achim waren selten retrospektiv, es sei denn er wollte etwas mit erlebter Geschichte belegen. Es ging bis zum Schluss um Projekte – um zukünftiges Tun. Das war gut. Wenn ich wegging, hatte ich um so mehr Lust selbst zu arbeiten.

Achim war Realist. Neigte nicht zum Philosophieren, nicht dazu, das Unlösbare zu besichtigen, wiewohl er sich manchmal davon faszinieren ließ.

Als Galerist war er absolut korrekt. Er hielt seine Termine. Als Bäckersohn wusste er, wenn die Schrippen um 5:00 nicht im Ofen sind, sind sie um 7:00 nicht im Laden. Überhaupt, die Ostschrippen zu 5 Pfennig blieben für ihn **die** Maßeinheit. Was vorher, teils nervenzerreißend genau ausgehandelt war, dabei blieb er. Auch dem Käufer gegenüber. Selten in seiner Branche.

In den 90iger Jahren sah man, dass die wichtigen Künstler die seinen Weg begleiteten, ihm zu Freunden im Fach geworden waren. Er stellte alle weiter aus, jenseits von kommerziellen Erfolgsaussichten. So kamen schöne, aus der Zeit gefallene Ausstellungen zustande, die einen Qualitätsanspruch hochhielten, der heute nur noch selten anzutreffen ist. Während in der Kunstszene viele meinten, sie müssten in jedem zweiten Satz New York sagen, zog er unaufgeregt seine Projekte durch – 25 Jahre. Wer die Halbwertszeit in den 90iger Jahren gegründeter Galerien kennt, kann die Leistung würdigen. Gleichzeitig ließ er sich auf Neues ein. Vor allem bei den Bildhauern experimentierte er. Er zog auch eine Reihe von „Jungen“ mit in sein Umfeld, die 10-20 Jahre jünger waren. Aber zu einem Kreis reichte es nicht mehr.

In seinen Ausstellungsräumen war er der Überlegene und schaffte es mit schwer zu entkräftenden Argumenten, viele Wände vor der Eitelkeit der Künstler zu retten. In der Wollankstraße kannte er sich millimetergenau aus und opferte die akademische Klarheit keinesfalls dem kommerziellen Interesse. Da Achim zu jedem, den er ausstellte stand, über die Arbeit eines jeden nachgedacht hatte und die sich gegenseitig ablehnenden Positionen hinterfragte, ermöglichte er eine Annäherung. Er veränderte tatsächlich Verhältnisse nicht wenig.

Ich lernte Achim 1970 als Kunsterzieher kennen, wobei sich der erzieherische Impuls weniger der Kunst als der Disziplin widmete. Unsere frühe Zeit lief nicht reibungslos. Ich sagte auf die Kennenlern-Frage an die Klasse, was wir später werden wollten: „Ich werde Maler!“. Damit war ich erstmal unten durch und kam über eine Dreierbewertung nicht mehr hinaus. Zudem bemängelte Herr Pohl vor anderen Schülern mehrfach meine dreckigen, wie ich fand – farbigen – Hände. Wir konnten uns nicht leiden. Das änderte sich erst als ich in seinen Zeichenzirkel ging, um an ein Mädchen eines höheren Jahrgangs ranzukommen. Dort war er völlig anders als im Unterricht. Es war interessant, also blieb ich dabei.

Seit Anfang der Siebziger waren wir zusammen zeichnen. Das besonders schöne fand er in der Natur als Wanderer, vor allem aber als Zeichner, Aquarellist und Holzschneider. Er liebte die Schorfheide, Mecklenburg und die Ostsee bei gutem wie bei schlechtem Wetter. Nach dem Fall der Mauer begeisterten ihn besonders die Rhein- und Mosellandschaft, auch der Gardasee. Ich glaube, seine besten Arbeiten entstanden, wenn er ganz wenig Zeit hatte - oder wenn er sehr viel Zeit hatte. In beiden Fällen regierte dann der Bauch, der Kopf, der zu viel wußte, war abgestellt. Das waren die wirklich freien Momente, in denen sich die Kontrolle in Landluft auflöste. Da war er frei, und wie ich glaube, glücklich.

Was schon außergewöhnlich ist - zu Achims 75igen Geburtstag, den wir dieses Jahr noch mit ihm feiern konnten, waren seine Freunde aus der Grundschule, mit denen er bis zum Ende durch eine regelmäßige Skatrunde verbunden war, seine Freunde aus der Rock'n'roll Zeit, ehemalige Schüler und Leute, mit denen er noch Projekte zu laufen hatte, zu Gast. Er war schon sehr krank, ließ es sich aber nicht nehmen, mit seinen Töchtern einen Tanz hinzulegen. Rock'n Roll. Letztes Fest in der Reihe der vielen, vielen Feste, die er gemacht hat. Zu Geburtstagen, einfach so, Galeriefeste, Feten mit Freunden. In seinen Behausungen in Berlin und in Grunewald auf seinem Landsitz. Er hat Blues Konzerte in der Schorfheide in alten Flugzeughangars und bei sich auf dem Hof organisiert.

Schluss

Unsere letzten intensiven Gespräche waren keine philosophischen, keine sentimental retrospektiven. Es ging um das schwärzeste Schwarz, das ich kenne. In der Schule, noch in den 70igern, verkündete er apodiktisch „schwarz ist keine Farbe“.

Empört hielt ich dagegen, Delacroix sagt „Schwarz ist die Königin der Farben“. Auf seinen letzten Bildern glüht hinter dem schwärzesten Schwarz, welches wir fanden, ein ungebrochenes Rot. Im Ofen, in dem die heißen Eisen liegen war immer Feuer, bis zum bitteren Ende. Rock'n'Roll. Achims letzte Bilder sollte man sich ansehen.

Vor etwa 50 Jahren saßen wir schweigend beim Zeichnen in der Landschaft nah beieinander, weil Achim den „besten Blick“ definiert hatte. Am Nachmittag des 26.03 saßen wir in seiner Sitzlandschaft in der Wollankstraße, zusammen mit dem Tod, zwischen seinen Bildern und schwiegen. Etwas in mir legte meine Hand auf seinen Arm. Im nachhinein fiel mir auf, dass ich Achim vorher nie direkt berührt habe. Immer war ein Bild, ein Möbel oder eine Skulptur zwischen uns.

Trak Wendisch

Berlin, 13.04.2022

Die Weiterverwendung, auch auszugsweise, ist nur mit Zustimmung des Verfassers gestattet.